

# Karin Struck über Jürgen Hobrecht: „Du kannst mir nicht in die Augen sehen“



Karin Struck

## Der Woyzeck im Rollstuhl

Jürgen Hobrecht, 23, hat Sozialpädagogik studiert und lebt in Münster. — Die Schriftstellerin Karin Struck, 33, hat zuletzt die Erzählung „Trennung“ publiziert.

Die Lektüre dieses Buches, das ursprünglich „Verstümmelungen“ hieß, ist eine Tortur; man wird in einen Strudel gerissen und glaubt nicht mehr atmen zu dürfen; man kann die Augen nicht losreißen von den pausenlos, hektisch aufeinanderfolgenden Sätzen.

Bericht, Erzählung, Klage, Tagebuch, Manifest, Telegramm — zu diesen und anderen Formen greift der Autor, um in einer Sisyphos-Schreibanstrengung seine „Behinderten-Autobiographie“ als *das* Buch zu diesem „Internationalen Jahr der Behinderten“ aus sich hervorzubringen.

Der Autor, ein 23jähriger Ex-Student aus Münster, war bei jenen Demonstrationen im Rollstuhl, die den Bundespräsidenten in Dortmund hinderten, seine Eröffnungsrede zum Jahr der Behinderten zu halten. Bei jener Aktion ganz politischer Aktivist und beide Beine (mit Hilfe des Rollstuhls) im Außenleben, hat er, schreibend, ein Bein im Innen-, eines im Außenleben, maß sich also an, von sich zu erzählen, und zwar exzessiv.

Das wird man ihm (spätestens nach dem zweiten Buch) sehr übelnehmen. Denn natürlich spricht er, während er uns die Leiden seiner behinderten Kindheit, Jugend und Gegenwart erzählt, immer im gleichen Atemzug von Millionen anderen — und gerade weil der Lebenslauf eines Behinderten von vornherein so kollektiv und von außen geprägt ist, wird man, wie gegen alle Erniedrigten, einen ungeheuren Druck auf ihn ausüben, sich selber nicht (zu) wichtig zu nehmen.

Und eben gegen diesen Druck schreibt der Autor an mit dem trotzi- gen Mut der Verzweiflung. „Schreiben und nicht mehr flüchten“: Er muß es sich dauernd vor Augen halten, daß Schreiben „sich engagieren“ heißt.

Er findet sich nicht ab mit der menschentrennenden Entzweiung: hier das (unpolitische) Schreiben, dort das (so wirksame) Tätigsein in politischen Gruppen. Denn es ist ja nicht so, daß er vor den politischen Gruppen flüch-

tete. Im Gegenteil, beinahe hektisch, mit einem ungeheuren Aufwand an Energie und Einsatz ist er für die Dritte Welt tätig, in einem Kinderladen, in einer Gruppe für Chile, für Behinderte, für Gefangene usf.

Unruhig macht ihn nur, daß er sich andauernd vor lauter Hilfe für andere, weit Entfernte, selber vergißt; und schlimmer daran ist, daß dieses Versäumnis die politische Arbeit für andere hemmt und verzerrt. „Ich will mich nicht mehr vor mir verstecken, indem ich in Gruppen über die Probleme anderer Menschen debattiere.“



Jürgen Hobrecht:  
„Du kannst mir nicht  
in die Augen sehen“  
März Verlag bei  
Zweitausendeins  
Frankfurt  
396 Seiten  
17,50 Mark

Trotzig gegen die Entmutiger, jedoch voller Selbstzweifel, voller Angst, daß Schreiben *nur* privat („Onanie“, „Sich-Auskotzen“) sein könnte, sucht der Autor einen Fluchtpunkt, an dem er den Einflüssen der Entmutiger nicht mehr ununterbrochen ausgeliefert ist: Er findet ihn in Italien. Zwischen Kasel, anderen deutschen Orten und San Felice, Florenz und Rom hin und her pendelnd, gelingt es dem Autor, schreibend die Odyssee seines behinderten Lebens nachzuzeichnen: den Leidensweg des querschnittsgelähmt, mit offenem Rücken Geborenen durch Krankenhäuser, von einer Operation zu anderen.

Er ruft die Erfahrung der Ohnmacht wieder herauf, die immer schlimmer gewesen ist als die Behinderung selbst. „Niemand sagt, warum“, „Niemand sagt es mir vorher“: Das sind die Formeln, die das Leben des Behinderten einrahmen. Er wird herumgeschoben; Ärzte und Eltern „sprechen wieder etwas, was ich nicht hören soll“; was er weiß, weiß er nur aus „geklauten Kran-

kenblättern“. Es ist, um es auf den Begriff zu bringen: *die absolute Entfremdung*. Was die anderen, die Nichtbehinderten wahrscheinlich als Mitleid und Schonung verstehen, ist für den Behinderten eine „doppelte Auslieferung“.

In diesem Klima des Verschweigens — ähnlich dem Verweigern des Dialogs gegenüber Sterbenden, von dem man längst weiß, daß es nicht wohltuend ist, sondern Menschen *vor* dem Ende bereits zu Toten macht — wuchern schon für das Kind, das Jürgen Hobrecht war, die Todesängste, die Alpträumängste, nicht existent zu sein. Denn wie kann er sich fassen, wo alle nur hinter geschlossenen Türen von ihm und seinem Körper flüstern, über ihn verfügen?

Sein Haß gilt den Medizintechnikern, wiewohl er auch zugesteht, daß er ohne sie längst nicht mehr am Leben wäre. Andererseits ist er *ein Fall* für sie gewesen, ist es immer noch, gleich Woyzeck für den Doktor: „Hat er schon seine Erbsen gegessen, Woyzeck?“ Vor Hunderten von Studenten ist er vorgeführt worden.

Die Szenen dieser Entfremdung sind zu den eindringlichsten des Buches zu zählen; und während er die Erinnerung daran schreibend heraufholt, stellen sich die immer neuen verzweifelten Fragen nach der Auflehnung gegen sie. Das produktivste Dokument der Auflehnung ist dieses Buch; jedoch gibt es davor andere Versuche, sich zu entziehen, zu flüchten. (Schreiben ist das Gegenteil von Flucht.)

Zuerst, vor dem Schreiben, die Tagträume, *nicht* behindert zu sein. Die Fragen: Warum gerade ich? Warum kann ich keine Berge besteigen? Nicht Maurer werden? Der Autor träumt, ohne Rollstuhl zu sein, ohne Einschränkungen leben zu können. Gleichzeitig erlebt er schon Anfälle von Rebellion gegen die „Nichtbehinderten“, deren Ärzte ihn nur nach *ihrem* Lebensbild modeln wollen. „Nicht behindert sein? Ja, aber nicht um jeden Preis.“

Es taucht die Frage auf nach einer Bejahung der Behinderung, nach einer *positiven Identität*; der Wille, der Wunsch, unbedingt ein normales Leben

zu führen“. Nun ist das gar nicht so einfach; denn dem entgegen steht nicht nur eine ganze Umwelt, stehen nicht nur die Medizintechniker.

*Die Eltern* sind es, die die Einstellung der Umwelt auf engstem Raum exzessiv widerspiegeln, die den Sohn nicht als einen selbständigen Menschen, nach eigenen Gesetzen lebend, sondern nur als *mißglückten Teil ihrer selbst* sehen können. Und so sieht den „Behinderten“ denn ja auch die gesamte Gesellschaft: *als mißglücktes Appendix ihrer selbst* (dessen man sich dann mitleidig und solidarisch annehmen muß). „Ein behinderter Sohn ist das Ende eines Familienbetriebes in der dritten Generation“, und der „Unfall“ seiner Geburt wird für die Eltern zu *der Irritation ihres Lebens*.

Der Autor beschreibt meisterhaft all die Facetten der Gefühle eines „Behinderten“ für und gegen die Eltern: Er wertet dankbar all jene Leistungen, die besonders die Mutter jahrelang erbracht hat für das kranke Kind; jedoch ist da eine Wut gegen die Haltung: „Mein Kind ist nicht richtig“, und Trotz und Rebellion und Versuch zur Selbstbehauptung. „Ich bin kein Teil von ihr.“

An der Zeichnung der Eltern fällt besonders auf, wie der „Behinderte“ darauf festgelegt und erzogen ist, *andere* zu verstehen und ihnen zu helfen. Der erste Fluchtweg war der Tagtraum, nichtbehindert zu sein; der zweite Fluchtweg ist der „Helfer-Komplex“ des Behinderten, und Hobrecht beschreibt diesen Weg in aller Schärfe. Er beschreibt sich, wie er nicht nur zu den „Behinderten“ geht, in Behindertenheime, sondern zu einer Art Psychotherapeut der *behinderten Nichtbehinderten* wird.

Damit gelingt es ihm, greifbar und konkret zu vermitteln, daß die Grenzen zwischen den „Behinderten“ und „Nichtbehinderten“ fließend sind; es gelingt ihm zu zeigen, wie viele Arten von (nicht sichtbaren und sichtbaren) Behinderungen es gibt: seelische Verstümmelungen, Sucht, Selbstmordgefährdung etc.

Als jemand, dem dauernd geholfen werden mußte, der Angst hatte, „an den Rollstuhl gefesselt“, sich gegen den Vater nicht wehren zu können, wenn der auf ihn einschlug, hilft er den anderen, die sich von ihm unwiderstehlich angezogen fühlen, da sie ihre eigenen Behinderungen an dem „Rollstuhlfahrer“ ins Sicht- und Faßbare *übersetzt* sehen.

Die Ausbeutung zwischen „Behinderten“ und „Nichtbehinderten“ ist manchmal gegenseitig; etwa beschreibt der Autor ohne Schonung, wie der „Behinderte“ berechnend die Mitleidsbereitschaft anderer einkalkuliert und ausbeutet. Zu dieser psychosozialen Situation enthält das Buch eine Fülle scharfer Beobachtungen; es zeichnet darüber hinaus die Fäden zwischen den

beiden, nie reinlich getrennten Welten der „Behinderten“ und „Nichtbehinderten“ nach.

Manchmal seziert der Autor mit der Schärfe eines Gerichtsmediziners seine Welt und Um-Welt: eine Welt von Süchtigen, Freaks, Selbstmordkandidaten und sexuell Gehemmten. Seine Mitleidlosigkeit des Beobachtens ist seine große Stärke, gleichzeitig reproduziert er in ihr eine Haltung, deren Opfer er immer gewesen ist und deren *Subjekt* er endlich wird. Die Fähigkeit des Beobachtens wird zum wichtigsten Mittel der Bewältigung, der Gegenwehr.

Ein großer Teil des Buches handelt von der *Sexualität*: der „behinderten“ Sexualität *und* der Sexualität des „Behinderten“. Sie ist das Brennglas aller Ängste des „Behinderten“. Die Angst fängt an mit der Angst, sich zu „entblößen“; denn es muß eine Gestalt entblößt werden, die nicht „ganz“ ist nach den Vorstellungen der anderen; Krücken werden entblößt, ein Urinal, ein Anus praeter, „baumelnde“ Beine. Die Gegenstände, die am Körper hängen, aus dem Körper herausragen, hemmen die ersehnte *Unmittelbarkeit* des Liebenkönnens.

Der ist ja nicht einmal zum Onanieren fähig, hat der Junge die Eltern sagen hören. Die Wut kommt hoch gegen das Klischee vom armen Krüppel, vom Stubenhocker, gegen das Verdikt, kein „ganzer Mann“ zu sein. Wieder der Haß auf die Ärzte, die an Büchern mitarbeiten mit Titeln wie: „Können, dürfen, sollen Behinderte heiraten?“

Und da der Autor seine Sexualität mit den Augen der ihm aufgezwungenen „Nichtbehinderten“-Optik sieht, muß er nun auch in diesem Bereich sich der Ähnlichkeit der „Nichtbehinderten“ versichern und die Solidarität jener suchen, die zwar augenscheinlich „ganz“, aber verkrüppelt in ihrer Sexualität sind. Es gibt kaum jemand, stellt er fest, der nicht „beziehungsbehindert“ wäre.

Und in diesem Arsenal der Ängste fährt der Autor mit seinem Rollstuhl wie ein Gehetzter herum. Alle finden sich dort ineinander wieder wie in reflektierenden Spiegeln. Zeitweise verißt man beim Lesen des großen zweiten Teils, daß da ein „Behinderter“ über seine Sexualität schreibt. Die Grenzen sind wiederum fließend und unscharf zwischen den beiden Welten. Die Frage stellt sich: „Gibt es die Gesunden?“ Jedoch — so wahr diese Grenzverwischung ist — wiederum gerät sie, wie Hobrecht erkennt, zur Flucht vor der eigenen Identität: Die Behauptung von der „behinderten Sexualität“ der „Nichtbehinderten“ hilft nur, die eigenen Schwierigkeiten zu rationalisieren.

Mit Recht gerät der Autor immer dann in Wut, wenn Fachleute die Sexualität des „Behinderten“ mit den Augen des „Nichtbehinderten“ messen und reglementieren wollen, etwa wenn ein Experte von „Übererotisierung“

beiden, nie reinlich getrennten Welten der „Behinderten“ und „Nichtbehinderten“ nach.

Manchmal seziert der Autor mit der Schärfe eines Gerichtsmediziners seine Welt und Um-Welt: eine Welt von Süchtigen, Freaks, Selbstmordkandidaten und sexuell Gehemmten. Seine Mitleidlosigkeit des Beobachtens ist seine große Stärke, gleichzeitig reproduziert er in ihr eine Haltung, deren Opfer er immer gewesen ist und deren *Subjekt* er endlich wird. Die Fähigkeit des Beobachtens wird zum wichtigsten Mittel der Bewältigung, der Gegenwehr.

Ein großer Teil des Buches handelt von der *Sexualität*: der „behinderten“ Sexualität *und* der Sexualität des „Behinderten“. Sie ist das Brennglas aller Ängste des „Behinderten“. Die Angst fängt an mit der Angst, sich zu „entblößen“; denn es muß eine Gestalt entblößt werden, die nicht „ganz“ ist nach den Vorstellungen der anderen; Krücken werden entblößt, ein Urinal, ein Anus praeter, „baumelnde“ Beine. Die Gegenstände, die am Körper hängen, aus dem Körper herausragen, hemmen die ersehnte *Unmittelbarkeit* des Liebenkönnens.

Der ist ja nicht einmal zum Onanieren fähig, hat der Junge die Eltern sagen hören. Die Wut kommt hoch gegen das Klischee vom armen Krüppel, vom Stubenhocker, gegen das Verdikt, kein „ganzer Mann“ zu sein. Wieder der Haß auf die Ärzte, die an Büchern mitarbeiten mit Titeln wie: „Können, dürfen, sollen Behinderte heiraten?“

Und da der Autor seine Sexualität mit den Augen der ihm aufgezwungenen „Nichtbehinderten“-Optik sieht, muß er nun auch in diesem Bereich sich der Ähnlichkeit der „Nichtbehinderten“ versichern und die Solidarität jener suchen, die zwar augenscheinlich „ganz“, aber verkrüppelt in ihrer Sexualität sind. Es gibt kaum jemand, stellt er fest, der nicht „beziehungsbehindert“ wäre.

Und in diesem Arsenal der Ängste fährt der Autor mit seinem Rollstuhl wie ein Gehetzter herum. Alle finden sich dort ineinander wieder wie in reflektierenden Spiegeln. Zeitweise verißt man beim Lesen des großen zweiten Teils, daß da ein „Behinderter“ über seine Sexualität schreibt. Die Grenzen sind wiederum fließend und unscharf zwischen den beiden Welten. Die Frage stellt sich: „Gibt es die Gesunden?“ Jedoch — so wahr diese Grenzverwischung ist — wiederum gerät sie, wie Hobrecht erkennt, zur Flucht vor der eigenen Identität: Die Behauptung von der „behinderten Sexualität“ der „Nichtbehinderten“ hilft nur, die eigenen Schwierigkeiten zu rationalisieren.

Mit Recht gerät der Autor immer dann in Wut, wenn Fachleute die Sexualität des „Behinderten“ mit den Augen des „Nichtbehinderten“ messen und reglementieren wollen, etwa wenn ein Experte von „Übererotisierung“

spricht oder wenn auf einem Rehabilitierungskongreß „ein assimilierter Affe im Rollstuhl über die Techniken des Geschlechtsverkehrs bei Paraplegikern“ referiert. Aber mißt er sich nicht selbst andauernd an den Normen der „ganzen“, unversehrten Menschen? Selbstekel, Selbsthaß; Angst, ein „Fehlschuß zu sein“; einmal ist er „Bauchscheißer“ genannt worden.

Die Einsicht, daß *alle* unter der Norm des sexuellen Leistungsdrucks verkrüppelt werden; die Solidarisierung mit den an Sexualängsten leidenden „Nichtbehinderten“: das sind noch keine gangbaren Wege zur Identität. Zwar ist es tröstlich, wenn der „Behinderte“ Frauen liebt, die sich schwer tun, ihre sexuellen Behinderungen zugeben vor ihm, doch kommt er durch all diese Erfahrungen dem Ziel nicht bedeutend näher, das da heißt: sich selber im So-Sein zu akzeptieren.

Der Versuch, in allem so zu sein wie die „Nichtbehinderten“, kann nicht gelingen und würde zu einer unheilvollen, endgültigen Unterwerfung unter die schmerzlich empfundene Fremdbestimmung führen: Der Autor muß seine „nichtbehinderte Vorstellung“ von sich selbst *aufgeben*, will er zu einem Selbst-Bewußtsein und einem Engagement gegen Menschenrechtsverletzungen an „Behinderten“ kommen.

Er muß den Ekel vor seinem nackten Anblick loswerden, den Selbsthaß, der sich noch in dem Bedürfnis ausdrückt, „die Gesellschaft mit ihren Monstern zu konfrontieren“; denn *Monster* sind die „Behinderten“ doch nur aus *unserer* Sicht.

Aber genau wie die erste Identitätsfindung des jugendlichen „Behinderten“ in der Pubertät ist auch diese „endgültige Identitätsfindung“ erschwert; Identität als „*der intensive Blick zwischen mir und mir*“ ist für den „Behinderten“ denn auch der angstgeladene Vorgang überhaupt. Insofern hätte der Titel dieser Autobiographie auch lauten können: „*Ich* kann mir nicht in die Augen sehen“.

Die Fähigkeit, sich mit den eigenen Augen zu sehen, nicht mit denen der anderen, „Nichtbehinderten“, läßt sich trainieren, und Hobrecht hat das geleistet mit diesem Schreib-Akt eines grandiosen Selbstbildnisses. Mit nichts anderem als diesem Selbstbildnis hat er einen hervorragenden Beitrag zum Verständnis und zur befreienden Selbstverständigung der „Behinderten“ geleistet.

Der Autor wird auf „Behinderte“ treffen, denen die Identität, die er fordert, Angst macht. Er wird von anderen, meist „Nichtbehinderten“, als Exotikum bestaunt werden. Man wird ihn, wie der Doktor Woyzeck, in diesem „Internationalen Jahr der Behinderten“ unserer Gesellschaft vorführen. Jürgen Hobrecht ist zu wünschen, daß er in diesen Auseinandersetzungen dieselbe Kraft zur Gegenwehr aufbringt, von der sein Buch zeugt.